Die Diner-Einladung.

Humoreske von O. U.

„So," sagte ich zu meiner Frau, als wir eines Abends bei fünfzehn Grad Kälte durchfroren und beinahe zu Eis erstarrt in später Stunde aus einer Gesellschaft zurückkehrten, „so, nun ist es genug, heute war Schluß der Vorstellung für diese Saison. In vierzehn Tagen fünf Bälle und sieben Diners, das ist mehr, als selbst der stärkste Mann der Welt zu leisten vermag. Mich schaudert's, wenn ich an die verflossenen Tage und an das heutige Mittagessen zurückdenke, ich kann keine klare Bouillon mehr sehen, mit Austern kannst Du mich aus dem Hause jagen, bei dem Gedanken an Hummer weiche ich entsetzt zurück, und wenn ich das Wort ‚Gänseleberpastete' höre, bekomme ich die Gänsehaut auf dem Rücken. Gewiß ist die Geselligkeit sehr nett, aber Alles mit Maßen. Bei dieser Parforcetour verdirbt man sich nur den Magen und kann hinterher wieder nach Karlsbad fahren, um das gestörte Gleichgewicht wieder auf den status quo ante zu bringen. Nun ist es genug, jede weitere Einladung wird dankend abgelehnt, und wenn Du mir morgen Mittag einen besonderen Genuß bereiten willst, dann koche mir einen Teller Milchsuppe und brate mir ein Kotelette."

Aber schmollend wandte sich meine kleine Frau von mir ab: „So seid Ihr Männer stets, immer denkt Ihr nur an Euch, nie an uns. Ihr habt draußen im Geschäft und im Komptoir zu thun, Ihr trefft auf der Straße, in der Pferdebahn und an der Börse Bekannte und Freunde, mit denen Ihr sprecht und von denen Ihr etwas erfahrt. Wir Frauen sitzen den ganzen Tag allein zu Haus und warten vom frühen Morgen an auf die Stunde, da Ihr zurückkehrt, aber wenn Ihr endlich heimkommt, seid Ihr müde und abgespannt, bedürft, wie Ihr behauptet, der denkbar größten Ruhe und Schonung und Eure Stirn legt sich in Falten, sobald man Euch anredet. Wir hören und sehen nie etwas von der Welt, nur auf den Gesellschaften trifft man sich, und selbst dieses Vergnügen willst Du mir nun noch rauben, lediglich aus Bequemlichkeit für Deine eigene Person und weil Du daran keine Freude mehr empfindest."

Aber mit Händen und Füßen wehrte ich mich gegen den mir in so schroffer Weise zur Last gelegten Egoismus. „Liebes Kind, ich bitte Dich, Du malst Grau in Grau, es ist ja zwar zur Zeit hochmodern, aber Du weißt, ich bin ein entschiedener Gegner des Realismus in jeglicher Form und Gestalt. So traurig, wie Du es schilderst, ist Euer Leben nun doch noch nicht, ich erinnere mich, schon manchmal Damenbesuch bei Dir angetroffen zu haben, auch ist es mir, als wenn Du zuweilen auch ohne mich befreundete Familien aufgesucht hättest. Ganz aber befindest Du Dich in einem Irrthum, wenn Du glaubst, daß ich lediglich meinetwegen der Gesellschaften überdrüssig bin, nur die Sorge um Dich war es, die mich also sprechen ließ. Du weißt, vor Jahren schon, als Du noch ein junges Mädchen warst, hat Dir der Arzt einmal jede Ueberanstrengung verboten, und dazu muß ich dieses fast tägliche Tanzen und das Einnehmen großer, schwerer Diners entschieden rechnen. Doch sprechen wir nicht mehr darüber, vorläufig wird auch wohl kein Mensch auf den verruchten Gedanken kommen, uns einzuladen, thäte es dennoch Einer, so ist es immer noch Zeit, das Weitere zu besprechen. Für heute laß uns schlafen gehen."

Es war schon spät, fast drei Uhr Morgens, als wir endlich unser Lager aufsuchten, aber ich durfte nur wenige Stunden der Ruhe pflegen, ein Uebermaß von Arbeiten jeglicher Art ließ mich schon um sechs Uhr wieder aufstehen. Müde, abgespannt, überarbeitet, kurz in einer Verfassung, wie meine Frau sie mir in der Nacht geschildert hatte, kehrte ich erst in später Abendstunde aus dem Geschäft zurück.

„Sind Briefe angekommen?" fragte ich meine Frau, als ich gemeinschaftlich mit ihr das Eßzimmer betrat.

„Ja gewiß," entgegnete sie, „verzeih', ich vergaß, ein Brief aus der Stadt."

Sie ging, den Brief zu holen, und einen Augenblick später öffnete ich das Kouvert und las:

„Die Unterzeichneten geben sich die Ehre, Sie und Ihre Frau Gemahlin zu einem Mittagessen ganz ergebenst einzuladen."

Mit einem Fluch warf ich die goldumrandete Karte auf den Tisch, während meine Frau trotz meines Zornes es lesen: „Gott, wie schön, ach wie freundlich!" nicht unterdrücken konnte.

„U. A. w. g. Um Antwort wird gebeten, die soll ihnen werden," fuhr ich wütend fort und eilte an meinen Schreibtisch, dort schrieb ich:

„Sehr geehrter Herr!

Falls Sie mit Ihrer Einladung bezwecken sollten, meine Frau und mich unter die Erde zu bringen, so bedauern wir, von Ihrem liebenswürdigen Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können."

„So," sagte ich erleichtert, das kann der Briefbote, wenn er nachher kommt, gleich mitnehmen."

„Aber so nimm doch Vernunft an," bat nach meine Frau, als ich den ersten Teller Suppe gegessen und meine Nerven etwas beruhigt hatte, „das geht doch nicht, was sollen die Leute von uns denken, wenn wir ihnen als Dank für ihre freundliche Einladung einen derartig groben Brief in's Haus schicken, sie haben es doch gewiß gut gemeint."

Ich mußte ihr wider Willen beistimmen; ich zerriß nach einigem Zögern die Absage und sann über eine andere Anrede nach. „Was schreiben wir denn nur?"

Wohl fünf Minuten vergingen im tiefsten Nachdenken, plötzlich fühlte ich mich von zwei weichen Armen umschlungen.

„Müssen wir denn wirklich absagen, kannst Du denn nicht dies eine Mal, nur dies eine Mal noch, aber dann auch ganz gewiß nie wieder, schreiben: Wir kommen mit ganz besonderem Vergnügen?"

Aber ich blieb fest und standhaft, härter als das härteste Eisen und unerbittlicher, als der grausamste Tyrann. „Nie und nimmermehr, und damit wir in Zukunft überhaupt mit Einladungen verschont bleiben und der Streit ein für allemal ein Ende hat, werde ich schreiben, Dein Befinden sei leider Gottes ein derartiges, daß Du in diesem Jahre überhaupt nicht mehr ausgingst."

Die schönen Augen meiner kleinen Frau füllten sich mit Thränen. „Pfui, wie scheußlich Du bist! Also mich machst Du krank und elend, nur damit Du Dich wohl befindest. Aber hast Du Dir auch wohl überlegt, daß ich, wenn Du dies wirklich schreibst, nie und nimmer wieder ausgehen kann, weder in's Theater, noch in das Konzert, noch sonst irgend wohin? Ist es wirklich Dein heiliger Ernst, daß ich Allem entsagen soll, nur Deinetwegen?"

Und wieder entbrannte der Streit über meinen Egoismus von Neuem, aber ich ging als Sieger aus dem Kampfe hervor, nachdem ich meiner Frau einen neuen Hut versprochen und ihr zur Sicherheit gleich die dafür nöthige Summe gegeben hatte. Noch am selben Abend wurde der Brief besorgt und in dem seligen Bewußtsein, jetzt für immer von allen Einladungen Ruhe zu haben, legte ich mich endlich schlafen.

Als ich am nächsten Mittag auf die Börse kam, fand ich meinen Freund Börne bereits meiner wartend. Kaum erblickte er mich, als er auch schon auf mich losstürzte: „Aber, ich bin außer mir, lieber Freund," begann er ohne weitere Einleitung, „und mit mir meine Frau, daß Sie zu unserem kleinen Mittagessen abgesagt haben! Wir hatten uns so auf Ihr Kommen gefreut."

„Sie sind wirklich zu liebenswürdig," entgegnete ich, „auch wir bedauern von ganzem Herzen, Ihrer Aufforderung nicht entsprechen zu können, aber Sie wissen, meine Frau ist in der letzten Zeit etwas leidend."

„Doch nichts Ernstliches?" fragte er besorgt.

„Das nun gerade nicht," erwiderte ich, „aber man kann bei jungen Frauen nie vorsichtig genug sein."

„Da bin ich ganz Ihrer Ansicht," pflichtete er mir bei, „und was sagt der Arzt?"

Ja, was sagte der blos? Ich hatte ihn noch nie zu meiner Frau rufen lassen, die sich des besten Wohlseins erfreute, aber das durfte ich doch nicht zugeben, irgend Etwas mußte er doch verordnet haben. „Er empfahl die äußerste Ruhe und Schonung, vor allen Dingen möglichstes Fernbleiben jeder Gesellschaft."

„Wie mir das leid thut und wie traurig meine Frau darüber sein wird," äußerte er theilnehmend, „wir hofften, daß sich das Unwohlsein Ihrer Frau Gemahlin bis zu unserer Gesellschaft noch wieder geben würde. Aber nicht wahr, wenn Ihre Frau Gemahlin sich auch leidend fühlt, so dürfen wir doch hoffen, daß wir Sie wenigstens bei uns begrüßen werden?"

Und in dem Schrecken und in der grenzenlosen Verwirrung, die mich bei dieser Frage ergriff, antwortete ich mit „Ja," mit einem lauten vernehmlichen „Ja," und die unsagbare, jeder Beschreibung spottende Dummheit, die ich damit begangen hatte, wurde mir erst klar, als mein Freund, über meine „liebenswürdige" Zusage hoch erfreut, mit einem lustigen „Na, dann auf Wiedersehen und bitte, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin," davoneilte.

Entsetzt, außer mir, vernichtet, ein Bild des Jammers und des Elends, wankte ich gebrochen nach Hause.

„Um Gottes Willen, was fehlt Dir, was ist geschehen, bist Du krank, hat sich ein Unglück ereignet — aber so sprich doch und laß mich nicht vor Angst sterben," rief meine Frau, als sie meiner ansichtig wurde.

An Leib und Seele gebrochen, sank ich auf einen Stuhl: „Denke Dir, ich habe für mich bei Börnes zugesagt."

Mit allen Anzeichen des höchsten Erstaunens blickte sie mich an: „Was hast Du? Zugesagt, Du, der Du schwurst, eher zu sterben, als die Einladung anzunehmen? Du scherzest, für so schwach und inkonsequent hätte ich Dich doch nicht gehalten! Oder war das Ganze etwa nur eine List, ersonnen, um mich von der Gesellschaft fern zu halten, damit Du Dich desto besser und ungenirter amüsiren kannst?"

„Halt ein," bat ich, „Du tönst mir Unrecht bis in's dritte und vierte Glied," und in bewegten Worten schilderte ich ihr mein Leid. „Hilf mir," flehte ich, „rette mich, versage mir Deine Hilfe nicht, jetzt, da ich ihrer mehr denn je bedarf."

Ich glaubte, mein Elend würde das Herz meiner Frau weich und mild stimmen und ihr Mitleid mit mir würde grenzenlos sein. Aber Frauenherzen sind unberechenbar. „Siehst Du wohl," frohlockte sie, „das ist Deine gerechte Strafe, das ist die Belohnung dafür, daß Du mich der Welt als krank und elend stundenlang. Gehe nur ruhig hin und amüsire Dich recht, recht schön."

Endlich, nach einer Stunde, hatte ich ihr Herz gerührt. Ein neuer Plan wurde entworfen, und zwei Tage vor dem Diner schrieb ich an meinen Gastgeber eine Karte:

„Lieber Freund!

Zu meinem lebhaftesten Bedauern wird es mir noch in der letzten Minute unmöglich gemacht, Ihrer freundlich liebenswürdigen Einladung Folge zu leisten. Soeben erhalte ich die Nachricht, daß meine Schwester, die ich seit Jahren nicht gesehen, auf einige Tage zu uns zum Besuch kommt, und mit Recht würde sie mir zürnen, wenn ich ihr während ihres hiesigen Aufenthalts meine Gesellschaft entziehen würde. Seien Sie überzeugt, daß ich nur schweren Herzens diese Zeilen schreibe, aber Sie werden selbst einsehen, daß ich nicht anders handeln kann. Empfehlen Sie mich, bitte, Ihrer sehr verehrten Frau Gemahlin und genehmigen Sie die Versicherung und so weiter."

Vierundzwanzig Stunden später brachte mir der Postbote ein Billet, auf dessen Kouvert ich mit Schaudern die Initialen meines Freundes bemerkte.

„Was will er nur schon wieder," dachte ich und dann las ich:

„Es wird uns eine ganz besondere Ehre sein, Ihr Fräulein Schwester, von der Sie uns schon so oft erzählt haben, bei uns begrüßen zu dürfen, und wir würden uns unendlich freuen, wenn wir sie mit Ihnen zusammen auf unserem Diner begrüßen dürften. Als Tischherrn für Ihr Fräulein Schwester haben wir bereits Herrn v. Berken geladen und seine Zusage soeben erhalten."

„So, nun ist es aus, thatsächlich aus," stöhnte ich, während mir der Angstschweiß auf die Stirn trat, „nun ist Alles aus. Wo ist der rettende Engel, der mir hilft? Frau, Frau, wo bist Du?"

Ich fand sie mit der Lektüre eines Buches beschäftigt und streckte ihr mit flehender Geberde die Karte entgegen.

„Siehst Du," sagte sie, „das hast Du nun davon, Lügen haben kurze Beine, so was kommt von so was, und mir, die ich nach Deiner Meinung so schwach bin, daß ich nicht einmal ausgehen kann, bürdest Du nun auch noch Hausbesuch auf. Das ist die vielgerühmte Logik der Männer. Was mich aber mit dem Gedanken an das Zuhausebleiben versöhnt, ist die Freude, nicht mit diesem Berken zusammenzutreffen. Du weißt, ich kann mir keinen schrecklicheren Menschen als ihn vorstellen."

„Und glaubst Du wirklich, daß ich meine Schwester kommen lassen muß?" fragte ich kleinlaut. „Ein Brief erreicht sie nicht mehr und wenn ich ihr telegraphisch die Gründe auseinander setze, die ihre Gegenwart erfordern, so wird sie die Sache entweder für einen Scherz oder mich für geisteskrank halten."

„Und dennoch muß es wenigstens versucht werden," entgegnete meine Frau, „Du blamirst Dich sonst auf ewig und machst Dich gesellschaftlich unmöglich. Zurück kannst Du jetzt nicht mehr, jetzt heißt es nur noch vorwärts."

Fünf Minuten später eilte ich zur Post, und bald darauf ging ein hundertundvierzig Worte langes Eilttelegramm an meine Schwester ab, in dem ich sie bei Allem, was ihr heilig war, beschwor, mich nicht im Stich zu lassen und mir umgehend mitzutheilen, mit welchem Zug ich sie erwarten dürfte.

Zwei Stunden später hatte ich die Antwort:

„Käme gern, habe aber thatsächlich nichts anzuziehen. Thut mir leid. Besten Gruß."

Aber was nützte mir die Versicherung ihres Mitleides, wo ich ihrer selbst so dringend bedurfte, und so sandte ich ihr ein neues Telegramm:

„Komme nur, wir kaufen Alles, was Du brauchst, für und fertig hier."

Und sie kam. Am nächsten Morgen um sieben Uhr holte ich sie von der Bahn, sie war die Nacht durchgefahren, um mich zu retten. Unser erster Weg war zu dem größten Modewaarengeschäft, endlich hatten wir eine Robe gefunden, die annähernd paßte und die bis zum Mittag umgeändert werden konnte. Zwar sträubten sich mir meine Haare auf dem Kopf, als ich den Preis hörte, aber was nützte es? Ich wollte zufrieden sein, wenn ich am Abend von mir sagen durfte: „Tout est perdu, hors l'honneur"

Aber der Konfektionär hielt nicht Wort, es wurde vier, vier und einhalb, fünf Uhr, die Toilette kam nicht. Wie ein Wahnsinniger stürzte ich den Weg zur Stadt, vergebens spähte ich nach einer Droschke aus, kein Fuhrwerk war zu entdecken; doch da kam auf Gummirädern ein Zweispänner angerollt. Ich eilte ihm entgegen: „Kutscher, sind Sie frei?"

Grinsend schaute der Rosselenker mich an, da erst bemerkte ich, daß ich im Halbdunkel einen Krankenwagen angerufen hatte. Athemlos, erschöpft erreichte ich den Laden, in dem große Aufregung herrschte; das Kostüm war schon seit Stunden fertig, aber durch ein Versehen war meine Adresse verlegt worden und kein Mensch wußte nun, wohin es zu senden war. Mit der leichten und doch so schweren Last auf dem Arme eilte ich nach Hause, es schlug fünfeinhalb, als ich die Thüre hinter mir zuwarf. Um sechs Uhr sollte das Diner beginnen, es war also keine Zeit mehr zu verlieren. Wie meine Schwester es angefangen hat, sich in einer Viertelstunde anzuziehen, das ist meiner Frau noch heute, nach drei Jahren, ein Räthsel. Aber das Kunststück gelang und mit dem Glockenschlag sechs Uhr betraten wir die festlich erleuchteten Räume.

„Sie waren so liebenswürdig, meine gnädige Frau — meine Schwester, der es leider unmöglich war, heute Morgen ihre pflichtschuldige Aufwartung zu machen — ah, mein lieber Freund, wirklich zu gütig von Ihnen, sich unserer so anzunehmen."

„Wir sind glücklich, Sie bei uns zu sehen."

„Wie soll ich Ihnen jemals danken!"

Feierlicher Händedruck, tiefe Verbeugung, dann begann das Diner: Austern, klare Bouillon, Hummer und Gänseleberpastete, Alles in- und durcheinander.

„Nun, wie war es," fragte mich meine Frau, als wir endlich heimkehrten.

„Wirklich sehr nett," erwiderte ich, „zwar nicht Alles ganz stilgerecht, aber heiter und lustig. Uebrigens scheint Herr von Berken sich sehr für meine Schwester zu interessiren, morgen schon will er seine Aufwartung machen, ich glaube, wir können ihn bald als neues Familienmitglied begrüßen."

Mit allen Anzeichen des höchsten Entsetzens starrte meine Frau mich an.

„Ich hoffe, Du scherzest — weißt Du es denn wirklich nicht, daß ich Herrn von Berken vor Jahren einen Korb gegeben habe — und den bringt Du mir jetzt als Schwager in das Haus — mir, die ich nach Deinen Worten der größten Ruhe und Schonung bedarf? Nicht einen Augenblick kann man Euch Männer allein lassen, sofort macht Ihr irgend eine Dummheit. Aber unter einer Bedingung will ich Dir verzeihen: Nimm Dir ein warnendes Beispiel an dem Unglück, das Du angerichtet hast und schwöre mir, daß Du nie wieder ohne mich auf Gesellschaften gehen willst und daß Du die Entscheidung über die noch kommenden Einladungen mir überlassen willst. Schwöre!"

Und feierlich erhob ich meine Rechte.

Erhielt höchste Auszeichnungen auf der Weltausstellung.

DR. PRICE'S CREAM BAKING POWDER

Das perfekteste, das gemacht wird.

Reines Trauben Cremor Tartari-Pulver. Frei von Ammoniak, Alaun oder irgend einer anderen Verfälschung.

40 Jahre lang das Standard.

Ayer's Sarsaparilla

512 Dillwyn St., Phila., Pa.

Ich habe in meinem Leben viel Medizin eingenommen, aber kein Mittel hat mir je so gut gethan wie Ayer's Sarsaparilla, die ich für die beste blutreinigende Medizin in der Welt halte.

C. Ball.

Heilt Andere, Wird dich heilen.

Die verhängnißvolle Pelzmütze.

Im Januar 1848 herrschte zu Paris eine große Kälte. In der Miethskaserne eines Arbeiterviertels wohnte vier Treppen hoch der Arbeiter Boutot mit seiner Frau und vier Kindern. In der engen Wohnung dieser Familie machte sich die Kälte um so fühlbarer, als weder Heizmaterial, noch Geld, solches zu kaufen, vorhanden war. Boutot war bis vor wenigen Wochen Arbeiter in einer Fahnenfabrik gewesen. Seitdem sich aber in allen Schichten der Bevölkerung eine revolutionäre Stimmung bemerkbar machte, hatte die Fabrik den größten Theil ihrer Arbeiter entlassen müssen. So war auch Boutot mit seiner Familie in das äußerste Elend gerathen.

Schon am frühen Morgen war er wie gewöhnlich ausgegangen, um sich nach Arbeit umzusehen. Da er einen Winterrock nicht mehr besaß, knöpfte er den schäbigen Rock fest zu, setzte die noch schäbigere Pelzmütze auf, die er vor Jahren in einem Trödelladen gekauft hatte, und verließ zähneklappernd die Wohnung. Er kam vor den Tuilerien vorüber. Dort hatte sich, wie immer, wenn der König zu Hause war, eine große Menschenmenge versammelt. In diesen Tagen kurz vor der Revolution diente der unglückliche Louis Philipp zum Gespötte des Volkes. Wenn der Pöbel es befahl, mußte er an's Fenster treten, sein Haupt entblößen und sogar ein nationales Lied anstimmen. Man kann sich denken, daß die Königstreuen über diese unwürdigen Szenen höchst erbittert waren, und mit Hilfe zahlreicher Beamten in Civil häufig Gegendemonstrationen in Szene setzten. So auch heute, und als Boutot erschien, war bereits eine feierliche Keilerei im Gange, bei der die Königstreuen siegten. Nun wurde gerufen: „Hütte ab!" und Alten, die die Kopfbedeckung nicht abnahmen, wurde sie vom Kopfe geschlagen. Auch Boutots Pelzmütze flog, ehe er sich dessen versehen konnte, herunter, und zugleich erhielt er einen Stoß gegen die Stirne, daß ihm grün und blau vor den Augen wurde. Trotzdem gab er den Stößen, welche ihn entfernen sollten, nicht nach, er bückte sich, um zwischen den Beinen der Umstehenden nach seiner Pelzmütze zu suchen. Bald fühlte er sie zwischen seinen Fingern, packte sie fest und lief davon. Als er sie aber aufsetzen wollte, merkte er, daß es nicht die seine war, sondern eine ganz neue schwarze Bisonmütze, und an der einen Seite befand sich ein kleiner, gelber Stern von Metall.

Boutot besann sich nicht lange, er sah ein, daß es das Beste sei, zurückzukehren, um den Besitzer der Pelzmütze ausfindig zu machen und die seine wieder zu erlangen. Er erhielt dann sicherlich eine gute Belohnung, und die konnte er brauchen. Er eilte so schnell wie möglich zurück, um den Besitzer der Pelzmütze zu ermitteln, aber die Menschenmenge hatte sich inzwischen zerstreut, und man sah nur die Wachtposten hin und her marschiren. Langsam wanderte er weiter, dabei überlegend, was wohl nun zu thun sei. Als er an der Notre Dame-Kirche vorbei kam, kam ihm der Gedanke, einzutreten und Hilfe in seiner Noth zu erflehen. Dies that er und setzte dann seinen Weg fort. Kaum war er einige Schritte gegangen, als ein fein gekleideter Herr auf ihn zutrat und ihm mit den Worten: „Guten Morgen, Kamerad!" ein Goldstück in die Hand drückte und dann, ohne einen Gegengruß oder Dank abzuwarten, weiter ging.

Boutot eilte dem Herrn nach und fragte, ob hier vielleicht ein Irrthum vorliege.

„Unsinn," erwiderte dieser unwirsch, „haben Sie es nicht selbst so gewünscht?"

Der Herr eilte sofort weiter und war schon nicht mehr in Sicht, als Boutot den Sinn der Antwort gefaßt hatte. Allerdings hatte er sich ja Geld gewünscht, und darum gebeten; aber wer sollte denken, daß man ihn so schnell erhören würde?

Schon berechnete er, ob es sich nicht lohnen würde, wieder in die Kirche zurückzukehren und noch um ein paar Goldstücke zu beten, als ein zweiter Herr rasch auf ihn zutrat, und ihm wieder mit den Worten: „Guten Morgen, Kamerad!" eine Banknote in die Hand drückte. Diesmal war es eine Hundertfranconote. Boutot steckte sie in die Tasche und setzte überrascht und betäubt seinen Weg fort. Einer weiteren Ueberlegung über das Herkommen und die Verwendung des Geldes wurde er dadurch überhoben, daß ein Dritter und Vierter ihm mit denselben Worten Geldstücke in die Hand drückte und ebenso rasch verschwand, wie seine Vorgänger. Etwa alle zwanzig Schritte wurde er mit solcher Geldspende bedacht, und das hörte erst dann ganz plötzlich auf, als die Thurmuhr der Notre-Dame-Kirche Zwölf zu schlagen anhub.

Boutot war sein Leben lang ein ehrlicher Mensch gewesen; er hätte die Geldspenden gewiß nicht angenommen, wenn er nicht davon überzeugt gewesen wäre, es käme Alles direkt vom Himmel. Daher überlegte er ohne weitere Gewissensstrupel, wie er das Geld am besten verwenden könne. Zunächst besuchte er den Metzger und Bäcker, um Lebensmittel einzukaufen, dann holte er warme Winterkleider für die Kinder, und endlich sprach er bei einem Arzte vor, dem er das Versprechen abnahm, sobald als möglich zu seiner kranken Frau zu kommen. Freudigen Herzens eilte er dann seiner Wohnung zu.

Dort erregte sein Kommen großen Jubel. Bald flackerte ein lustiges Feuer im Ofen, auf dem Tische standen die Speisereste, welche die gesättigten, nunmehr froh spielenden Kinder übrig gelassen und am Bette stand die Medizin, die der Arzt der kranken Frau verordnet hatte. Boutot selbst lag träumend und behaglich seine Pfeife rauchend in dem alten Lederseßel.

Plötzlich pochte es an die Thüre. „Herein!" rief Boutot.

Der Hausmeister Berie trat ein und sagte: „Ich komme nur, um Ihnen meine Glückwünsche zu bringen. Sie haben doch in der Lotterie gewonnen, nicht wahr?"

„Das geht Sie nichts an," erwiderte Boutot.

„Erlauben Sie, ich spreche davon nur deshalb, weil der Polizeikommissär unseres Viertels sich angelegentlich darnach erkundigt hat, welchem günstigen Umstande Sie diesen Aufschwung Ihrer Verhältnisse verdanken. Allerdings wäre ich wohl im Stande, dem Polizisten die nöthigen Aufklärungen zu geben, so daß Sie nichts zu befürchten hätten. Ich würde das natürlich aus reiner Freundschaft thun, aber Sie müßten sich erst diese Freundschaft zu erwerben suchen."

Boutot drückte ihm schweigend ein Fünffrancostück in die Hand, worauf sich der Hausmeister entfernte. Aber in den nächsten Tagen kehrte er mehrmals wieder, immer mit der Polizei drohend, und Boutot mußte sich die Erpressung gefallen lassen, bis endlich seine Baarschaft zu Ende war. Das erklärte er dem Hausmeister. Berie aber erwiderte grinsend, daß dieses gar nichts auf sich habe, man würde schon so einig werden. Bei diesen Worten nahm er die neue Pelzmütze vom Haken, setzte sie sich auf und entfernte sich.

Herr Berie konnte es gar nicht erwarten, bis es Abend wurde und er seine Stammkneipe aufsuchen durfte. Er kostete schon im Voraus die Ausrufe der Bewunderung, welche die schöne Pelzmütze hervorrufen würde. Endlich kam die Zeit heran, und Berie schritt die Straße hinab. In Gedanken versunken, beachtete er es nicht, daß an einer Straßenecke mehrere Gestalten auftauchten, welche ihm auf dem Fuße folgten. Erst als bei weiterem Fortschreiten ihm mehrere andere Männer entgegentraten, und die hinter ihm Hergehenden ausriefen: „Das ist der Spitzbube!" wandte Berie sich um. Aber schon hatten ihn derbe Fäuste gepackt und es sausten zahlreiche Hiebe auf den ahnungslosen Hausmeister hernieder. Nach wenigen Minuten waren sämmtliche Angreifer verschwunden, während Berie zerschlagen und blutend auf dem Straßenpflaster lag. Mitleidige Menschen schafften ihn in seine Wohnung, woselbst er mehrere Wochen auf dem Krankenlager zubrachte.

Inzwischen begannen die Barikadenkämpfe in den Straßen, und es war nicht ungefährlich, die Häuser zu verlassen. Schlimm war es daher für Boutot, daß er sich genöthigt sah, in Folge einer Verschlimmerung der Krankheit seiner Frau den entfernt wohnenden Arzt zu rufen. Er mußte längs der Barikaden gehen, und plötzlich packte ihn ein an den Befestigungen bauender langer Kerl und zwang ihn, an den Arbeiten theilzunehmen.

Kaum befand sich Boutot auf der Barrikade, als Truppen heranmarschirten. Boutot hatte nur den einen Gedanken, sich davon zu machen. In seiner Verzweiflung faßte er den Plan, sich unter die Truppen zu mischen und deren Hilfe anzuflehen. Und er führte diesen Plan aus, gerade als die Soldaten sich bereit machten, die Barrikaden zu erstürmen und die ersten schon dieselbe erstiegen. Aber in seiner blinden Angst und Hast stürzte er einen Soldaten, der beinahe schon oben war, herab.

Sowohl von den Revolutionären, als von den Soldaten wurde Boutots Ungeschick als ein Bravourstück angesehen, durch welches er die Soldaten mit Hintansetzung seines Lebens an der Eroberung der Barrikade hindern wollte. Die Empörer, dadurch ermuthigt, wehrten sich wie die Löwen, während der tapfere Boutot durch den Kolbenschlag eines Soldaten niedergeschlagen wurde.

In diesem Augenblick erschien ein Offizier der Garde zu Pferde, eine weiße Fahne emporhaltend. Die Feindseligkeiten wurden eingestellt, und man erfuhr, daß König Louis Philipp die Flucht ergriffen habe, und daß im Parlament die Republik proklamirt sei. Als Boutot zur Besinnung kam, fand er sich mit verbundenem Kopfe auf dem Sopha einer Weinschänke liegen. Er bemerkte, daß an dem vor dem Sopha stehenden Tische mehrere Männer in Blusen saßen und erkannte sie als Diejenigen, die mit ihm zusammen auf der Barrikade gestanden hatten.

„Wie war denn eigentlich die Geschichte mit Regnier?" fragte einer der Männer.

„Nun, Du weißt doch," erwiderte ein Anderer, „daß er in den Vorstand des Republikanerbundes gewählt worden ist. Regnier ist der Redakteur eines kleinen Familienblattes, welches gänzlich tendenzlos ist. Es wurde beschlossen, Waffen für die Barrikadenkämpfe anzuschaffen, die Gelder sollte Regnier einkassiren. Da der Verleger und die anderen Redaktionsmitglieder nichts von der Sammlung wissen durften, erlaum man folgendes: Regnier oder sein Stellvertreter sollte an den Vormittagen zwischen zehn und zwölf Uhr die Notre-Dame-Straße auf und ab gehen. Da er den Mitgliedern persönlich nicht bekannt war, sollte er an seiner Kopfbedeckung einen goldenen Stern tragen. Während des Spazierganges sollten ihm dann die Mitglieder des Bundes mit den Worten: ‚Guten Morgen, Kamerad!' die Geldbeiträge in die Hand drücken. Regnier wollte dann über die einzelnen Summen in seinem Familienblatte quittiren, indem er unter den Räthsellauflösungen mit den einleitenden Worten: ‚Richtige Lösungen sandten ein' — die einzelnen Beträge neben fingirte Namen setzte. Als nun die betreffende Nummer des Blattes erschien, fehlten diese Quittungen gänzlich. Regnier, darüber befragt, erwiderte, er hätte seine Pelzmütze nebst goldenem Stern in einem Gedränge verloren. Da aber zahlreiche Mitglieder an einen Mann mit Pelzmütze und Stern gezahlt hatten, so nahm man an, daß dieser das Geld unterschlagen hätte, und als man ihn eines Abends auf der Straße wahrnahm, fiel man über ihn her und setzte ihm derartig zu, daß er wohl für längere Zeit genug haben wird."

Der Erzähler schwieg. Boutot war von dem Vernommenen so sehr erregt, daß er seines Zustandes ungeachtet sich aufrichtete und schrie: „Berie ist unschuldig. Aber es geschieht ihm Recht!"

„Ha, unser wackerer Barrikadenkämpfer!" rief der Erzähler. „Aber was wissen Sie von der Mützengeschichte?"

Boutot erzählte nun seine Erlebnisse. Schließlich bat er, man solle ihm verzeihen, daß er das Geld im guten Glauben verbraucht habe, er werde es, sobald er wieder Arbeit habe, zu ersetzen suchen.

Einer der Blusenmänner erhob sich.

„Kameraden," sprach er, „der Zweck, dem die Gelder dienen sollten, ist erreicht, ich glaube im Namen Aller darüber quittiren zu können. Aber damit ist es nicht genug. Unser Held, dem Mancher hier sein Leben verdankt, befindet sich mit seiner Familie wieder in Noth. Veranstalten wir eine Tellersammlung."

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Boutots Kopfwunde war nicht bedeutend, er konnte, eine hübsche Summe Geld in der Tasche, bald nach Hause gehen. Die Fahnenfabrik, bei welcher er angestellt war, erhielt jetzt so viele Bestellungen auf republikanische Banner, daß er dort seine Arbeit wieder aufnehmen konnte, und für ihn und seine Familie brach nun eine glücklichere Zukunft an. Und daran war in erster Linie die verhängnißvolle Pelzmütze schuld.

New-Yorker Staats-Zeitung,

gegründet 1834.

Die größte und reichhaltigste deutsche Zeitung der Welt.

Die „New-Yorker Staats-Zeitung" ist für Einwanderer und deren Nachkommen von dem größten und nachhaltigsten Werthe. Sie erhält durch ihre Spezialkabelberichte aus Europa und durch ihre ganz selbstständig und sorgfältig bearbeiteten neuen Nachrichten aus der Alten Heimath die größtmöglichste Verbindung mit derselben so innig aufrecht, wie kein anderes Blatt. Ihr Ref von Original-Korrespondenten in über die ganze civilisirte Welt vertreten. Sie hat als Mitglied der Associirten Presse und durch ihre eigenen Berichterstatter eine unerreichte Fülle von vorläufigen und raschen telegraphischen Nachrichten aus allen Theilen der Vereinigten Staaten, wie des amerikanischen und europäischen Festlandes. Ihr täglicher Inhalt repräsentirt eine umfassende Encyclopädie der Weltereignisse, ein vollständiges Spiegelbild der Zeit.

Die „New-Yorker Staats-Zeitung" ist politisch und religiös vollkommen unabhängig und liberal. Sie tritt energisch für die Rechte des Volkes und für einen gesunden Fortschritt in der politischen, wirthschaftlichen und socialen Gesetzgebung ein.

Das **Sonntagsblatt** (16 Seiten) der „New-Yorker Staats-Zeitung" nimmt wegen seiner Reichhaltigkeit an belehrendem und unterhaltendem Lesestoff eine anerkannt erste Stelle unter den Familienblättern ein.

Das **Wochenblatt** (10 Seiten) liefert eine gedrängte, aber vollständige Uebersicht aller wissenswerthen Ereignisse im In- und Auslande. Es widmet besondere Aufmerksamkeit den Farmer-Interessen.

Unser Briefkasten gibt im Tag- und Wochenblatt über Anfragen aus allen Gebieten verläßliche Auskunft.

Unser Abonnementspreis stellt sich für die Vereinigten Staaten, Canada und Mexiko, Vorausbezahlung eingeschlossen, billigst wie folgt (im Voraus zahlbar):

Tagesblatt	für 12 Monate	$9.00
	für 6 Monate	4.50
	für 3 Monate	2.25
Tagesblatt und Sonntagsblatt	für 12 Monate	10.00
	für 6 Monate	5.00
	für 3 Monate	2.50
Sonntagsblatt	für 12 Monate	1.50
	für 6 Monate	0.75
Wochenblatt	für 12 Monate	1.00
	für 6 Monate	0.50
Sonntagsblatt u. Wochenblatt	für 12 Monate	2.50
	für 6 Monate	1.25

Probenummern werden auf Wunsch versandt. — Agenten werden an allen Orten gesucht und liberaler Rabatt bewilligt. Man adressire:

New-Yorker Staats-Zeitung,
Letter Box 1207, New York City, N. Y.

Gedankenspäne.

In trüber Zeit kann freuen dich
Oft kleinen Glückes Kunde:
Es hebt ein Lichtstrahl heller sich
Von dunklem Hintergrunde.

Was ist schlimmer als sterben?
Sich überleben.

Zum Durchschlüpfen gibt es immer Lücken,
Für Solche, welche gern sich bücken.

Vertraue einem wahren Freunde alles Empfinden deiner Seele an — aber borge ihm nie deinen Regenschirm, denn er läßt ihn stehen!

[TRADE MARK.]

DR. A. OWEN.

**Ueber die ausgezeichnete Wirkung DR. A. OWENS Elektr